

Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Düsseldorf

Festvortrag zum 60jährigen Jubiläum

Leo-Baeck-Saal der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf

Sonntag, den 16. Oktober 2011, 15.30 Uhr

AUFEINANDER HÖREN – MITEINANDER LEBEN

Von Joseph A. Kruse, Berlin

Verehrte Festversammlung!

Unsere Betrachtung erfolgt im Fünferschritt, so wie wir fünf Finger oder fünf Zehen an Hand oder Fuß und fünf Sinne unser eigen nennen:

1.

„Kunst“, pflegte vor einem halben Jahrhundert mein alter geistlicher Lehrer, kurz vor der Prima zeitweilig für Religion, vertretungsweise aber auch für den Kunstunterricht in Bad Driburg auf dem katholischen Ordensgymnasium St. Xaver zuständig, sarkastisch zu wiederholen, komme zunächst einmal von „können“. Und Pater Heinrich Stege hatte immer ein paar von ihm verachtete Namen parat, die offenbar nichts mit Können und somit Kunst zu tun hätten und die er Scharlatane nannte, obgleich sie vergöttert würden. Mit seinem Standardsatz „Kunst kommt von können“ spielte er als ursprünglicher Altphilologe und Theologe, den sein Orden der Societas Verbi Divini

in den Anfangsjahren des Nationalsozialismus, um ihn aus dem Schussfeld zu nehmen, nach Holland versetzt hatte, verschmitzt auf die gleichzeitig verräterische wie hilfreiche Etymologie an, die dem ausgesprochenen Gedanken oft genug auf die Sprünge hilft und ihm natürlich recht gab. In derselben Weise gehört nämlich Brunst zu brennen und Gunst zu gönnen.

Pater Stege soll auf die freundliche Begrüßung durch die Niederländer damals geantwortet haben, sie sollten sich nicht zu früh freuen, er fürchte, es kämen bald andere Deutsche nach, die es nicht so gut meinten wie er. Wie Recht er auch schon in diesem Punkte hatte und wie sehr diese schreckensvolle Zeit das Verhältnis der Nachbarländer (und nicht nur dieser beiden) belastete, wird uns immer wieder bewusst. Er war, das sei ergänzt, für mich als Schüler der eigentliche Zeuge aus der jüngsten Vergangenheit von NS-Staat und Zweitem Weltkrieg, weil er der erste bewusst wahrgenommene Emigrant war, der mir begegnet ist. Er glaubte an die griechischen und lateinischen Klassiker einschließlich der Kirchenväter und an die von ihm bewunderten Missionsreisen des hl. Paulus. Für den Rest setzte er nur ein feines ironisches Lächeln auf, so schien es uns jedenfalls. Doch nein, eine rührende Anhänglichkeit brachte er der künstlerischen Gestaltung Mariens im Lauf der Jahrhunderte entgegen. So lebte er in seinem geliebten Abendland, das unterzugehen drohte. Die Schule samt ihrem Internat jedenfalls gibt es als Ordensgymnasium seit einiger Zeit nicht mehr. Ihr ist, das muss man heutzutage hinzufügen,

nun wahrlich nichts Übles, sondern im Gegenteil nur Gutes nachzusagen.

Nicht weil ich überhaupt gerne über mich selber spreche, möchte ich bei dieser Gelegenheit einen meiner Lehrer würdigen, sondern weil ich damit andeuten will, wie harmlos in der Regel zur Nachkriegszeit meine Generation der noch gerade im Krieg Geborenen unserer Vergangenheit begegnete. Es wurde dies und das erzählt, meist wurde aber höflich geschwiegen und ein Bogen um alles gemacht. Ja, wir lasen privat und sahen zusammen den Film „Das Tagebuch der Anne Frank“ aus der Amsterdamer Prinsengracht. Doch so etwas bildete einen Fremdkörper. Der aus Breslau stammende protestantisch-jüdische Historiker Fritz Stern aus den USA nennt das mit einem Rekurs auf Nietzsche „Das feine Schweigen“ und zitiert die große deutsch-jüdische Physikerin Lise Meitner in einem Brief aus dem Oktober 1945 an einen holländischen Freund in Bezug auf Ihre Einstellung zu Deutschland, dass sie sich „wie eine Mutter vorkäme, die klar sieht, dass ihr Lieblingskind hoffnungslos missraten ist“. Ihm, dem damals schon leidenden Pater Stege, lauschte man wenigstens wegen seiner Originalität, und so trug er wesentlich zu unseren Bildungsgängen bei. Ich stünde hier, glaube ich, heute in dieser Weise nach einem archivischen und musealen Berufsleben, das immer auch der Erforschung der deutsch-jüdischen Kultur gegolten hat, nicht vor Ihnen, hätte er uns damals nicht die Augen und Ohren mit melancholischem Humor für die Abgründe wie den Reichtum der Welt und die Gefährdung der Menschen geöffnet.

2.

Doch zurück zu seinem Diktum. Die Kunst und die Künste ihrerseits sind in der Tat ein weites Feld. Auch wenn die Begriffe, nämlich das Verb „können“ und das Substantiv „Kunst“, heute nur noch bedingt als untrennbar im Bewusstsein verhaftet sind, so wissen wir doch, dass die Kunst, wie Friedrich Kluges „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ sagt, „auf das Wissen im K ö n n e n“ zielt und auf solche Weise mit Verwirklichung, Schöpfung und Handwerk, eben mit Könnerschaft in der Arbeit zu tun hat. Von der bildenden Kunst bis zur Kochkunst, von den Fahrkünsten bis zur Lebenskunst als Bewältigung aller Dinge, auch derer, die mehr als unangenehm sind, reicht die Wirkung des Schönen wie Richtigen in unseren Tätigkeiten samt der dazu nötigen Kunstfertigkeit.

Dazu, zu diesem so viel berufenen Feld der Kunst, gehört auch, und sämtliche dafür Verantwortlichen sind sich vor allem solcher Nöte quasi künstlerischer Aufgaben bewusst, die Gründung wie Einrichtung sowie die Gestaltung eines Programms von Vereinigungen und Gesellschaften, die sich einem Thema verschrieben haben, das ständig mit allem Ernst in ehrlicher und angemessener Erinnerung im öffentlichen Bewusstsein wach zu halten ist. Für eine solche Not, ja Problembewältigung, die bereits oftmals die findigste Tugend unter Beweis gestellt hat und die nur mit Glück, Sachverstand und Kunstsinn zu schaffen ist, muss vor allen den Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, von denen es in Deutschland

glücklicherweise über achtzig gibt, ganz aufrichtig Dank gesagt werden. Sie haben in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg ebenso wirksame wie haltbare Brücken zu schlagen verstanden.

Sie haben nicht beschönigt oder fortgewischt, was eben nicht hinter den Vorhängen der Geschichte als kaum vorhanden oder nicht mehr wichtig verschwinden darf. Sie haben die Leistung und die Leiden der jüdischen Deutschen (und weit darüber hinaus) auf eine nachhaltige Weise geehrt und im Gedächtnis behalten. Diese Taten sind nicht genug zu bewundern. Diesem Lob, und das zeugt von der Schwierigkeit der christlich-jüdischen Zusammenarbeit, scheint stets die Skepsis beigemischt zu sein. Davon sprach Mitte Juni dieses Jahres Hildegard Hamm-Brücher, als sie in München mit der Moses Mendelssohn Medaille ausgezeichnet wurde. Gewiss sei im deutsch-jüdischen Verhältnis viel Erfreuliches und Aufrichtiges geschehen und es habe sich so etwas wie ‚Normalität‘ eingestellt; doch scheine ihr diese Normalität (sagt sie in einem etwas beunruhigend schiefen, aber durchaus berechtigten Vergleich) noch nicht so stabil zu sein wie sie z.B. im deutsch-französischen und deutsch-amerikanischen Verhältnis selbstverständlich geworden sei. Es stellten sich Schwankungen ein, wenn bei neu erwachendem Antisemitismus oder anlässlich gängiger Postulate von ‚Schlussstrich-Apologeten‘ alte Wunden aufbrächen. „Dann ist nach wie vor Wachsamkeit und Einhalt geboten.“ (Dialog, Potsdam [3] 2011 / Heft 52)

Wir begehen heute, und das stellvertretend für die vielen Aktivitäten der gesamten Bemühungen der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, das Gedenken an den 60. Jahrestag der vorbildhaften Gründung der Düsseldorfer Gesellschaft – und wir begehen es mit Gedanken zum Jahresthema, auf das man erst einmal aufgrund von Begabung für das Besondere im Allgemeinen kommen muss. Das ist tatsächlich eine Kunst, die sinngemäß auf das Wissen im Können zielt. Denn eine solche Losung soll ansprechend und vernünftig, aufrüttelnd und wahrhaftig, eingängig und sinnvoll sein. Das scheint mir beim diesjährigen Motto „Aufeinander hören – miteinander leben“ in seiner pragmatischen Tiefenstruktur gegeben und das spiegelt sich auch in den zahlreichen Aspekten wider, die das Themenheft des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit für das Jahr 2011 zusammengestellt hat.

3.

Von den sprachlichen Eigentümlichkeiten und der Verwendung unserer Worte soll auch weiterhin unsere Betrachtung am heutigen Nachmittag bestimmt sein. Denn solchem Nachsinnen und Spielen mit Wörtern und Wortfeldern mag einige Einsicht folgen, die geradezu auf der Hand zu liegen scheint, die man aber dennoch jeweils suchen muss. Wenden wir uns zunächst einfach den Zusammensetzungen der Wörter „aufeinander“ und „miteinander“ zu. Es ergibt sich eine kleine Litanei von A bis Z, in die beide Worte eingebettet sind, wenn wir die vielen möglichen präpositionalen Zusammensetzungen aufzählen:

aneinander, aufeinander, auseinander, beieinander, durcheinander, füreinander, gegeneinander, ineinander, miteinander, nebeneinander, ohneeinander, umeinander, untereinander, voneinander, voreinander und zueinander. Vielleicht sind nicht einmal alle Möglichkeiten des Zusammenklangs erfasst.

Da sehen wir leicht, was dem „einander“, in dem das eine dem anderen auf dem Fuße folgt, also zwei Dinge zu einem einzigen Ereignis geraten oder wie bei Adam und Eva zu einem einzigen Fleisch werden, durch die wechselnden Vorsilben alles geschehen kann. Man gerät oder hat Gefallen aneinander; man achtet oder hockt aufeinander; man setzt sich mit etwas oder einer Person und ihrem Denken auseinander; sitzt liebevoll beieinander; hat leider den Eindruck, dass sämtliche Dinge durcheinander geraten sind; ist ganz und gar füreinander da oder betet gar füreinander; verkrallt sich aus Liebe oder im Kampf ineinander; lebt oder handelt, arbeitet und verweist miteinander; lebt nebeneinander her und hat sich nichts zu sagen; muss ohneeinander auskommen, weil vielleicht der eine schon gestorben oder einfach nur abwesend ist; bemüht sich oder trauert umeinander; hält untereinander Frieden oder hat Streit, wie das Leben so spielt; ist voneinander abhängig, schämt sich voreinander und gelangt gerne zueinander, um dann gemeinsam wiederum miteinander etwas zu unternehmen, wir wie es zusammen heute Nachmittag auf unserer gedanklichen Exkursion halten.

Doch lassen wir uns auch die Wendungen des schlichten, nicht zusammengesetzten „einanders“ zu Gemüte führen. Was gibt es dort nicht alles zu erleben: einander besuchen, einander mögen, einander lieben, einander umarmen, einander küssen, einander vertrauen; jedoch zu unser aller Schrecken auch: einander verachten, einander hassen, einander umbringen, einander morden – es scheint die enge Verknüpfung des Einen mit dem Anderen etwas wirklich Positives, ein wahrhaft dialogisches Prinzip, wie Martin Buber es für die menschliche Existenz formuliert hat, zu beinhalten, das freilich manchmal und leider gar nicht so selten in ein geradezu diabolisches Verhältnis umzuschlagen droht, wenn dem Dialog das Schweigen, die Lüge, die Ausübung purer Macht, der stumme Angriff oder die Vernichtung folgt.

Was als „einander“ möglich ist, war sprachlich auch in weiterer Zählung üblich. Wir haben solchen Wortgebrauch heute nur meistens vergessen. Denn zu Zweit hieß früher „selbänder“, also man selbst und der andere. Albert Schweitzer benutzt das Wort in seinem wunderbaren Bach-Buch vom Anfang des 20. Jahrhunderts noch völlig selbstverständlich, wenn er so ziemlich am Anfang Heinrich Schütz und Michael Präterius in Dresden selbänder mit Musik aufwarten lässt. Bekannt ist im kunsthistorischen Zusammenhang die dritte Fügung im Bunde, nämlich „selbdritt“, die eine Person und gleich zwei andere zu ihr gehörende meint. Diese Form hat sich bei den Darstellungen von Mutter und Tochter mit dem Kind bei den mittelalterlichen Darstellungen der heiligen Familie erhalten. Wir

sprechen von „Anna selbdritt“, wenn uns die Mutter Mariens ohne ihren Mann Joachim, aber mit der Tochter Maria allein (ohne deren Mann Joseph), aber wohl mit dem Knaben Jesus im Bildwerk begegnen. Solche liebenswürdigen Kombinationen stellen gewissermaßen das weiblich emanzipatorisch menschliche Duo zusammen mit dem Erlöser dar, der seinerseits im so genannten Gnadenstuhl zwischen Gottvater und dem heiligen Geist seinen Platz in der Dreifaltigkeit des Einen himmlischen Herrn gefunden hat. Da sind in der „Anna selbdritt“ ebenso wie im Gnadenstuhl durch christlich volksfromme Vermittlung das Aufeinanderhören und das Miteinanderleben geradezu sinnfällig zu greifen. Die Aufhebung oder Umgehung des in der jüdischen Tradition, die übrigens auch bei der dritten Offenbarungs-Religion, beim Islam, gilt, nämlich des Bilderverbots bei der Darstellung Gottes, machte solche künstlerische Figuration möglich.

Die Schriften des Alten und Neuen Testamentes, aber auch der Koran sind ihrerseits geradezu Entfaltungen der Jahreslosung. Aufeinander hören und miteinander leben sind die in den heiligen Texten, also im Wort Gottes, ständig umkreisten existentiellen Voraussetzungen unserer Weltbedingungen von der Geburt bis zum Tod, ja bis in die Ewigkeit hinein. Die Geschichten der Urväter Abraham, Isaak und Jakob leben von diesen Verhaltensformen in ihrer Ausrichtung auf den Herrn des Himmels und der Erde wie auf die eigenen Familien und Nachkommen in allen Generationen und zwar im Fleische wie im Geiste. Weil etwas im tiefen „Brunnen der Vergangenheit“ beginnt,

wie es zu Beginn des Josephromans von Thomas Mann heißt, ist es doch längst noch nicht in unserer Gegenwart auch schon erledigt.

4.

Lassen Sie uns ebenfalls einige Assoziationen auf die beiden Verben in unserem Motto verwenden. Denn die Sprache ist und bleibt seit ihrer Vervielfachung aufgrund des Turmbaus von Babel, von dem die Bibel als Erklärungshilfe erzählt, verräterisch (denken wir nur an Petrus in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag!) und kündigt uns von manchem Verborgenen, das man sich nur bewusst machen muss, um den oft verhüllten Anspielungsreichtum für eine Interpretation der Welt zu erahnen. Für „hören“, jenen unserer fünf Sinne, der mit unseren Ohren verbunden ist und dessen Fehlen Taubheit bedeutet, können wir beispielsweise auch horchen, lauschen oder aufmerken, wahr- und aufnehmen, sich öffnen, sich zuwenden, erschrecken oder aufgeschlossen sein einsetzen, sämtlich Verben, die teilweise jedoch auch den anderen Sinnen als menschliche Fähigkeit, der Umwelt zu begegnen, entsprechen. Jedenfalls kommen uns die Qualitäten des Gehörs in den Sinn, wenn etwas laut oder leise ist. Nicht immer ist der Donner ein Zeichen für Göttliches, es kann auch der leichte Wind sein, den wir spüren. Das gilt natürlich auch für den zwischenmenschlichen Bereich.

Was wir im Aufeinanderhören erleben, kann aus neuen Nachrichten bestehen, aus dem ganz Anderen, Fremden und dennoch Vergleichbaren, aus Unbekanntem und Überraschendem, zu dem uns

dennoch Analogien einfallen. Wir hören Botschaften mit Geheimnissen, die wir nicht überhören dürfen, weil sich Offenheit und Anteilnahme bilden, Verständnis und Entsprechung. Solche Kommunikation, wir wissen es alle, kann nur zu leicht scheitern. Dann erleben wir Verstocktheit und Angst, rühren uns nicht mehr vom geistigen Fleck, verstopfen unsere Ohren durch Vorurteile oder Zwänge aus Erziehung und falschen Machtverhältnissen und nur angeblich moralischen Überzeugungen. Ein Beispiel für ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, das sich aufgrund von auferlegten Verhaltensweisen, die die Jugend nicht ohne weiteres zu überwinden vermag, erst gar nicht entfalten kann, bildet Fontanes Darstellung des Besuchs von Effi Briests Tochter Annie bei ihrer vom Vater verstoßenen Mutter. Er hatte nach Jahren wegen eines zufällig in alten Briefen entdeckten „Schritts vom Wege“, wie eine Verfilmung mit Marianne Hoppe hieß, die Konsequenz gezogen und keine Gnade walten lassen. Das Mädchen verhält sich wie ein „Papagei“ der väterlichen Erziehung und Pflicht mit dreimaligem „O gewiss, wenn ich darf“ (33. Kap.). Effi geht an solcher Verhinderung, aufeinander zu hören und miteinander leben zu können, zugrunde. Damit wiederholt sich die alte Geschichte vom verlorenen Paradies. Die Ureltern verstecken sich vor dem Schöpfer und der Sohn Kain hält sich nicht für den Hüter seines Bruders Abel. Wenigstens die Hoffnung auf den Himmel bleibt Effi erhalten. So gleicht sie doch am Ende Schillers „Jungfrau von Orleans“.

Genauso bedeutend natürlich das zweite Verb „leben“. Auch Leib und Leben, dieser herrliche deutsche Stabreim, gehören sprachlich untrennbar zusammen. Vergessen wir nie, dass Herz und Gemüt, Geist und Seele diesem einzigen für uns erfahrbaren Zustand unserer irdischen Existenz erst den rechten Sinn verleihen. Doch unsere Formen der Verständigung sind und bleiben, wie gesagt, oft gestört oder unmöglich. In den Psalmen, die für Luther eine Bibel im Kleinformat darstellte, eröffnen sich poetische Auswege aus solcher Beklemmung durch die Hinwendung zu Gott als dem Einzigem und Ewigen, der verlässlich ist, während die Menschen alle nur lügen oder trügen oder auf die kein „Verlass“ sei, letzteres die Übersetzung von Romano Guardini aus dem Lateinischen. So also lauten überhaupt einige der entsprechenden Übertragungen des 11. Verses im 116. Psalm. Der Bühner-Preisträger Arnold Stadler hat seine Auswahl-Übersetzung aus dem Hebräischen sogar mit diesem Vers überschrieben: „Die Menschen lügen. Alle“ und schließt sich damit, allerdings noch pointierter, der Einheitsübersetzung an, die von der Bestürzung spricht, die dieser Erkenntnis vorausgeht. Stadler sagt es einfach drastischer, sinnlicher: „Mir verschlug es die Sprache, als ich erfahren / musste: / Die Menschen lügen. Alle.“

5.

Das ist nicht gerade hoffnungsvoll für eine Festansprache, ich weiß. Ich weiß aber auch, dass ein Großteil des Lebens nur aus Hoffnung „gegen alle Hoffnung“ besteht, womit wir wieder bei Paulus und seinem Lob des Vorbildes Abraham wären (Römer 4,18). Natürlich

bedürfen wir oft genug des Buches Hiob, auf das sich der kranke Heine gerne berief. Denn der, wie er sagt, „homöopathisch“ in der Bibel untergemischte „Zweifel“ feiert im Buche Hiob durch eine „überstarke Dosis“ davon geradezu seine Triumphe. Und wir bedürfen der Schrift besonders dann, wenn uns, wie Heine auch sagt, „Verzweiflung“ packt, jene ausdrücklich von ihm als gesteigerte deutsche Prägung bezeichnete Verfassung beim Mangel an Lebensglück. Wir können solchen Zuständen nur jenen Trost entgegenhalten, der sich seit Jahrtausenden „in der großen Hausapotheke der Menschheit“ befindet, wie Heine die Bibel bezeichnet. Wie fährt der 116. Psalm fort? „Doch wie kann ich dem Herrn danken für das, / was er mir Gutes getan hat?“

Auf diesem Fundamente, nämlich auf dem Boden der Heiligen Schrift, begegnen wir alle uns, ob aktiv oder passiv, beispielsweise seit 60 Jahren in der Düsseldorfer Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Da wird es trotz aller Höhen und Tiefen mit Gottes Hilfe an einer guten Zukunft nicht mangeln. Denn immerhin bleibt uns doch trotz allen skeptischen Achselzuckens über ihre reale Existenz ein Quentchen Freiheit, das Gute zu bewerkstelligen. Wie sagte der anfangs als Zeitzeuge berufene Pater Stege immer, wenn die Schüler ihn angesichts schwieriger Hausaufgaben auf den Arm zu nehmen versuchten mit der jugendlichen Forderung, wir bedürften der Freiheit. Er antwortete entschieden und betonte dabei gegenüber den unmündigen Bestrebungen einfach das Subjekt: Freiheit, die *ich* meine! Das zielt gerade auf die erwachsene Verantwortung aus

Vernunft, Erkenntnis und Liebe, und zwar zum Wohle der Mitmenschen unbeirrbar am Sinn der Welt festzuhalten.

Bei solchen hehren Erwartungen und Zielen werden sich zweifellos auch kleinere Mängel verlieren. In der schönen gegenwärtig gezeigten Berliner Ausstellung im Martin-Gropius-Bau über die tausendjährige kulturelle deutsch-polnische Nachbarschaft unter dem sprechenden Titel „Tür an Tür“ heißt ein 1984 aufgrund eines erfolgten Düsseldorf-Stipendiums entstandenes Bild der beiden 1955 geborenen polnischen Maler Jaroslaw Modzelewski und Marek Sobczyk „Warum zwei fremde Künstler keine Synagoge gefunden haben“, weil ihnen hier in der Landeshauptstadt am Rhein damals niemand den Weg zur Synagoge weisen konnte. Die unwissenden Passanten bilden auf dem großen Gemälde einen ratlos ineinander verflochtenen, jedenfalls unvollständigen Davidsstern.

Seitdem hat sich, glaube ich, im letzten guten Vierteljahrhundert vieles gebessert. Das Bewusstsein, die Kenntnis, der Respekt, die Größenordnung der Jüdischen Gemeinde, die Integration in einen religiösen und kulturellen Kontext sowie die Toleranz haben sich trotz mancher Unebenheiten zum Positiven gewendet. Die neuen Sorgen sind nicht kleiner geworden, auch nicht auf christlicher Seite, wo die Volkskirchen schmelzen, aber das Aufeinanderhören und Miteinanderleben haben an Qualität gewonnen. Das wenigstens hat alles in allem der Papstbesuch im vergangenen September unter Beweis gestellt. Man könnte sogar annehmen, dass die erste Strophe

von Rose Ausländers Gedicht „Du bist die Stimme“ – den
Erwählungsruf Jahwes an den Stammvater Abraham, ein „Fremder“
zu sein, variierend – immer mehr zutrifft: „Sei mir gewogen /
Fremdling / ich liebe dich / den ich nicht kenne“ – und dies nicht
zuletzt durch die beständige und unablässige Arbeit der Gesellschaft
für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Darum meine allerbesten
Glückwünsche!

Und natürlich: Auf weitere erfolgreiche und friedliche Jahre in der
Geburtsstadt Heinrich Heines und am Sterbeort Rose Ausländers! Das
erhoffe ich uns für eine ungetrübte Zukunft von Herzen. – Ich danke
Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.